Der Schwerenöter.

Humoreske von Rolph Boddenhusen.

„Sie sind ja schon wieder da!"

Das junge Mädchen hob die Schultern und richtete die Augen zu dem trübgrauen Himmel auf, als wenn es von dort Hilfe erflehen wollte gegen eine solche Unverfrorenheit. Vielleicht auch wollte es nur ein Erröten verbergen.

„Ja, wie der Zufall manchmal so spielt!" erwiderte der lange Einjährige treuherzig.

„Sonderbare Zufälle, die Sie mir beinahe täglich in den Weg führen. Heute sogar zweimal!"

Max von Borne schloß sich dem jungen Mädchen mit einer Selbstverständlichkeit an, die auf einige Uebung schließen ließ.

„Heute ist auch Pfingstabend, Fräulein Vera. Da kann ich wohl auf eine kleine Vergünstigung Anspruch erheben. Uebrigens sind Sie im Irrtum — ich bin nicht schon wieder da, sondern noch da."

„Aber Mensche —!"

Gleich darauf genierte sie sich dieser burschikosen Vertraulichkeit, und weil sie sich genierte, wurde sie zornig.

„Ja, wie kommen Sie denn dazu, sich eine Stunde hinzustellen und auf mich zu warten! Das ist doch unerhört! Sie werden immer dreister, Herr von Borne, und werden mich schließlich dazu zwingen —"

„Nicht doch, nicht doch, Fräulein Vera. Nach dem Pfingstfest können Sie mir so grob werden wie Sie wollen. Bloß heute nicht. Heute erwarte ich etwas ganz Anderes von Ihnen. Schenken Sie mir heute das Vertrauen, mir endlich Ihren vollen Namen zu sagen —"

Das junge Mädchen machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ich habe Ihnen wiederholt gesagt, daß ich das nicht will."

„Und der Grund?"

„Den behalte ich ebenfalls für mich."

„Aber wir leben doch nicht in London, Fräulein Vera, wo zwei Menschen hundert Jahre herumlaufen können, ohne sich zu treffen! Wenn ich auch keine gesellschaftlichen Verbindungen habe und dieses schöne Jahr meines Lebens auf Fort 2 drüben, jenseits des Flusses, verbringen muß — der Zufall könnte es fügen —"

„Ich will nicht hoffen, Herr von Borne, daß Sie einen jener Zufälle im Auge haben, wie er heute wieder gespielt hat. Das wäre unritterlich. Sollte aber ein wirklicher Zufall dazu führen, daß Sie meinen Namen erfahren, so werden unsere Begegnungen eben von selbst aufhören."

„Womit ich dann aus dem Regen in die Traufe käme. Ich muß also resignieren. Und damit Sie sehen, daß ich Ihnen auch diese bittere Enttäuschung nicht nachtrage, will ich Ihnen sagen, weshalb ich auf Sie gewartet habe —"

„Ich will's nicht hören", hauchte das junge Mädchen hastig und errötend.

„Ich möchte aber doch!" erwiderte er eigensinng; „denn — außerdem habe ich noch einen anderen Grund gehabt. Sie klagten vor einer Stunde, daß der Tenorist des Festoratoriums, das heute Abend in Ihrem Hause aufgeführt werden soll, geschwollene Mandeln bekommen und dadurch den ganzen Zauber gefährdet hat. Ich habe mir die Sache durch den Kopf gehen lassen, Fräulein Vera — —"

Sie hemmte ihren Schritt und blieb schließlich stehen.

„Singen Sie etwa?"

„Allerdings."

„Tenor —!?" fragte sie lebhaft.

„Allerdings; und wenn die Geschichte nicht allzulang ist — —"

Das junge Mädchen glühte vor Eifer. Sie trat näher heran und schaute prüfend zu ihm auf.

„Herr von Borne — machen Sie auch nicht wieder einen Ihrer Scherze? Das würde ich in diesem Falle sehr unfreundlich aufnehmen. Die Partie liegt übrigens furchtbar hoch —"

„Das macht nichts."

„Und schwer ist sie — so schwer, daß ich unseren Tenoristen im Verdacht habe, er hat die geschwollenen Mandeln vor Angst bekommen."

„Das macht auch nichts. Wenn die Partie nur nicht allzu groß ist und ich die Noten alsbald haben könnte —"

„Die habe ich bei mir! Ich bin schon von Pontius zu Pilatus gelaufen, und kein Mensch traut sich, die Rolle in den paar Stunden zu übernehmen. Nicht einmal Professor Hertel, bei dem ich Unterricht habe. Und Sie wollten —"

Der Einjährige blätterte in den Noten. Das junge Mädchen verfolgte mit Spannung jede seiner Bewegungen und seinen Gesichtsausdruck.

„Und wer singt den Sopran?" fragte er.

„Ich."

„Bon. Dann ist es also abgemacht. Ich übernehme den Tenor."

Damit schob er die Noten in den Mantel.

„Herr von Borne, — — das ist sehr lieb von Ihnen, aber — es doch eigentlich gar nicht möglich. Wie soll ich denn das machen? Ich müßte zu Hause von Ihnen sprechen, von den vielen „Zufällen" —"

„Für Zufälle kann kein Mensch, Fräulein Vera. Davon dürfen Sie schon reden. Aber wenn Sie meinen —"

„Nein, nein! Ich bin ja so glücklich, daß in letzter Stunde noch eine Hoffnung winkt. Sie sind so zuversichtlich! Ich werde Ihnen schreiben, Herr von Borne. In zwei Stunden erhalten Sie Nachricht, und wenn Alles gut geht, gleichzeitig die Adresse."

Ein Triumph blitzte in den Augen des Einjährigen auf. Da Fräulein Vera zu sehr von ihren Gedanken in Anspruch genommen war, achtete sie darauf nicht. Sie verabschiedete sich eilig und bat ihn dringend, doch ja den Mantelkragen hochzuschlagen, damit er nicht auch geschwollene Mandeln bekäme.

— — — — — — — — — — —

Max von Borne spielte erst seit drei Monaten Festungsartillerist, hatte sich aber in dieser kurzen Zeit bereits mehr Unannehmlichkeiten zugezogen, wie andere während ihrer ganzen Dienstzeit.

Er war ein vorzüglicher Soldat, stramm im Dienst und ein Turner und Schwimmer, wie ihn das Regiment noch nicht gehabt hatte. Aber er trieb allerhand übermütige Wippchen, die ihn sehr oft in schwierigen Lagen brachten.

Hauptmann Kölz mochte den Einjährigen sehr gern, aber er mußte ihn kurz halten. Vor ein paar Tagen hatte der Einjährige einen abergläubischen Kaschuben, der auf der inneren Enceinte Posten stand, durch Bauchredekünste derart wild gemacht, daß der Aermste wie ein Wahnsinniger davonstürmte und auf der Hauptwache einen Spuk meldete. Für diesen Scherz war dem Einjährigen jeglicher Pfingsturlaub entzogen worden—weshalb es eine arge Dreistigkeit von ihm war, für den Fest-Abend um Stadturlaub einzukommen.

„Nicht eine Stunde!" hauchte ihn der Hauptmann an. „Nicht zehn Minuten kommen Sie mir heute weg! Das wäre ja noch schöner! Ich muß jetzt in die Stadt zu einem Singsang beim Herrn Kommandanten. Um acht Uhr bin ich aber ganz bestimmt wieder hier. Sind Sie nicht zur Stelle oder machen Sie sonst wieder eine Kaleika inzwischen, sperre ich Sie ein und stecke Ihnen zwei brennende Räucherkerzen in die Nasenlöcher. Geliefert sind Sie überhaupt! Da können Sie Gift darauf nehmen. Wegtreten!"

Nachdem der Hauptmann außer Sicht war, zog Max von Borne einen Brief aus der Tasche, in dessen kurzen Inhalt er sich zum xten Male vertiefte:

„Kommen Sie um sechs Uhr, aber in Zivil (Frack) und stellen Sie sich Niemand vor. Neustädtischer Markt 1. Eingang von der Kirchgasse, zweite Tür. Vera."

Neustädtischer Markt 1 — das war die Kommandantur, Fräulein Vera war also nicht mehr und nicht weniger als die Tochter oder sonstige Anverwandte des Generals von Eßberg. Wie der Hauptmann eben bestätigte, fand dort das Konzert statt — und er war selbst dabei.

Dem Einjährigen wurde bei dieser Komplizierung der Sache doch etwas unheimlich. Dann aber grübelte er angestrengt nach. Zehn Minuten später befand sich sein Putzkamerad mit einem ziemlich umfangreichen Packet und einer geheimen Ordre auf dem Weg zur Stadt.

* * *

Der große Saal der Kommandantur war in ein Meer von Licht getaucht. Alle Offiziere der Garnison mit Frauen und Kindlein hatten sich eingefunden.

Als der Chor und die Solisten die Bühne betraten, schaute Hauptmann Kölz mit offenem Munde. Nachdem er sich von der ersten Verblüffung erholt hatte, wandte er sich an seinen ältesten Oberleutnant, der neben ihm saß.

„Hören Sie mal, Konicki, pieken Sie mir doch mal mit irgend einem spitzen Gegenstand ins dicke Fleisch. Ich weiß nämlich nicht, ob ich wach bin oder nachtwandle. Ist das der Borne da oben oder nicht?"

„Es scheint mir fast so, Herr Hauptmann. Aber das ist doch menschenunmöglich. Ueber die Brücke sind es nahezu zwei Stunden Wegs — wir sind hier mit dem Fuhrwerk knapp zurechtgekommen. Die Fähre geht nach vier Uhr nicht mehr. Also selbst, wenn der Mensch die Frechheit gehabt haben sollte — er könnte jetzt unmöglich in Frack und Klack da oben stehen."

„Konicki, ich laß mich fressen — —"

Die Unterhaltung mußte abgebrochen werden, da die Musik einsetzte.

Vera von Eßberg war zuerst etwas unsicher. Aber nach der ersten paar Takten hatte sie sich freigesungen — und als bald vermählte sich der ihren eine so wunderbare weiche Männer-Stimme, daß Alles atemlos lauschte. Viele, die entfernt saßen, erhoben sich. Der Tenor sang den ersten Teil seines Parts mezza voce. Erst bei dem Schlußhymnus entfaltete er die volle Kraft und Pracht seiner Mittel.

Die tiefe Ergriffenheit verhinderte zunächst jede laute Beifallsäußerung.

Hauptmann Kölz zog mit der Nase auf und flüsterte enrhümiert seinem Nachbar zu:

„Konicki — wenn das der Borne ist, ich sperre ihn trotzdem ein, den Himmelhund; selbstverständlich! Aber dann muß er mir das im Kaschott noch einmal singen. Jetzt nehme ich mir eine Droschke und fahre zum Fort. Ich muß Gewißheit haben."

— — — — — — — — — — —

„Wo ist der Einjährige von Borne?"

„Hier, Herr Hauptmann", meldete sich der Angerufene.

Der Hauptmann starrte ihn an wie ein Gespenst. Kopfschüttelnd trat er näher.

„Singen Sie mal ein Lied, Einjähriger."

„Welches befehlen Herr Hauptmann?"

„Ganz egal."

Max von Borne stimmte ein einfaches Volkslied an — und er sang es so, daß den Artilleristen das helle Wasser in den Augen stand, als er geendet.

Der Häuptling würgte an einem Kloß im Halse. Dann winkte er dem Einjährigen hinaus. Ehe er aber noch ein Wort herausgebracht, kam eine Ordonnanz aus der Stadt, die den Herrn Hauptmann Kölz und den Einjährigen von Borne nach der Kommandantur befahl.

Auch unterwegs sprach der Hauptmann nicht viel. Er fand eben keine Worte — einmal für die unerhörte Dreistigkeit und zum anderen dafür, daß ein Mensch so prachtvoll singen konnte, nachdem er zweimal durch den breiten, eisigkalten Fluß geschwommen war ....

Vera von Eßberg hatte ihrem Vater eingestanden, durch welche Zufälle sie zu dem phänomenalen Tenor gekommen war und unter welchen Schwierigkeiten dieser seine Mitwirkung durchgesetzt hatte. Da dem alten Herrn auch hinterbracht wurde, daß seine Tochter sich von ihrem Partner mit einem ganz offensichtlichen Kusse verabschiedet hatte, blieb ihm nichts übrig, als den Schwerenöter einzuladen und bei seinem Hauptmann ein gutes Wort für ihn einzulegen.

Das glücklichste Lebensalter.

Ein Londoner Blatt hat auf dem Wege der Umfrage bei bekannten Londoner Persönlichkeiten feststellen wollen, in welchem Alter der Mensch den Gipfelpunkt des Glückes erreicht.

Die durch ihre revolutionär-sozialistischen Ideen bekannte Gräfin von Warwick, die sich gegenwärtig auf einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten befindet, erklärte schalkhaft, daß die beste Periode des menschlichen Lebens oft nach dem dreißigsten Lebensjahr komme, manchmal aber auch erst nach dem vierzigsten und ganz sicher nach dem fünfzigsten. Der Schauspieler Bourchier meint, daß der Mensch den Gipfel des Glückes erst zwischen dem fünfzigsten und dem sechzigsten Jahre erreiche: in diesem Alter müsse er Erfahrung genug gesammelt und in seiner sozialen Stellung alles Erreichbare erreicht haben. Wenn er um die Fünfzig herum noch nicht zu einem Abschluß gekommen sei, so beweise das eben, daß aus ihm nichts Gutes herauszuholen war, weil nichts Gutes in ihm lag. Voraussetzung müsse natürlich immer eine gute Gesundheit bleiben, denn im modernen Leben sei die Gesundheit ein wichtiger Faktor im Kampfe um die Erreichung eines bestimmten Zieles. Bouchier möchte lieber 70 Jahre und stark und kräftig, als 20 Jahre und schwach und kränklich sein. Der Politiker Robert Perks bezeichnet Gladstone als den glücklichsten Menschen, den er jemals kennen gelernt habe: Gladstone sei noch mit 70 Jahren von einem so heiteren Temperament gewesen, daß ihn um seinen Optimismus viele Jünglinge von 20 Jahren hätten beneiden können.

Die bekannte Schauspielerin Ellen Terry sagte mit der Weisheit einer Philosophin, daß sie in allen Lebensaltern glücklich und unglücklich gewesen sei: sie könne daher kein Alter, weder in dem einen noch in dem andern Sinne, als einen Gipfel bezeichnen. Die Schriftstellerin Bland behauptet, daß die glücklichste Zeit des Lebens die Kindheit sei, da ein Kind keinen wahren Kummer, kein Verantwortlichkeitsgefühl und nicht einmal Kenntnis von der rauhen Wirklichkeit des Daseins habe. Die Kindheit sei die Zeit, in welcher selbst die kleinsten und unbedeutendsten Dinge die Seele mit großer Freude erfüllen. Der Abgeordnete William Crook ist aber anderer Meinung: er erinnert sich mit Schmerz an seine eigene traurige Kindheit, und glaubt erst jetzt mit siebzig Jahren, nach einem Auf und Ab von Glücks- und Leidenszeiten, ein wirkliches bescheidenes Glück und daher die schönste Zeit seines Lebens erreicht zu haben. Fast Alle sind also der Ansicht, daß man alt werden muß, um wahrhaft glücklich zu sein ....

La petite.

Moritz, du bist ein großer Franzos
Und auch als Uebersetzer groß,
Und ich möcht' wissen doch schon lang,
Wie heißt: „L'appetit vient en mangeant"
Auf deutsch? Ich habe es vergessen.
Drauf Moritz: Das ist ein alter Satz.
Da hat ein Jüngling einen Schatz
Und sagt: „Die Kleine kommt zum Essen!"

Julius Stettenheim.

Abschreckung.

Bureauchef (zum Kanzlisten): „.... Was — heiraten wollen Sie ... Ja, Mensch, haben Sie denn nicht genug an einem Vorgesetzten!?"

Goethe-Schrullen.

Eigentümliche Gewohnheiten, Neigungen und Antipathien des Altmeisters.

Man hat Goethe, besonders den alten Goethe, oft einen Pedanten genannt, weil sein Ordnungssinn außerordentlich entwickelt war, weil er sehr regelmäßige Lebensgewohnheiten und die kuriose Neigung hatte, über jeden Gegenstand, der ihn interessierte, einen geheimrätlichen Aktenfaszikel anzulegen. Das konnte Manchem schrullenhaft erscheinen, hatte aber schließlich doch seine guten Gründe und meist einen praktischen Wert.

Daneben aber hatte Goethe, wie ja fast jeder andere Mensch auch, richtige „Schrullen", ganz eigentümliche Gewohnheiten, Neigungen und besonders Antipathien. Daß er die Wanzen und den Knoblauch nicht ausstehen konnte, kann man freilich nicht wundernehmen, da die ersteren Jedem, der nicht gerade Entomologe ist, abscheulich sein werden, und Knoblauch für viele Menschen einen unangenehmen Geruch hat, obwohl selbst die feinste Küche ihn nicht vollständig entbehren kann. Aber sehr eigentümlich ist Goethe's Abneigung gegen Brillen, die er oft in der Konversation und gelegentlich in seinen Schriften ausgesprochen hat. Sie ist um so eigentümlicher, als sie eigentlich auf einem Denkfehler beruhte, den man Goethe ungern zutraut. Er bildete sich nämlich ein, daß ein mit Augengläsern Bewaffneter besonders scharf sähe und ihm mit wahren Späheraugen gegenüberträte, während die Brille in der Regel doch nur das unzulängliche Sehvermögen korrigiert und ausgleicht. Es ist sehr drollig mitunter zu hören, wie die kurzsichtigen Jünglinge, die den großen Dichter besuchten, im Vorzimmer ängstlich die Brille in die Tasche stopften, um sich bei Goethe's bekannter Antipathie nicht seiner Ungnade auszusetzen; und wie ihnen bei längerem Verweilen das Fehlen ihres Glases mitunter die peinlichsten Verlegenheiten verursachte. Nur die Brille seines Freundes Zelter genierte Goethe nicht, ein Zeichen, daß die Abneigung wirklich nur eine Schrulle war.

In ähnlicher Weise verhaßt war dem Dichter der Tabaksgeruch. In Goethes Hause durfte nicht geraucht werden, und sogar der Großherzog, der ein leidenschaftlicher Raucher war, ließ die kurze Pfeife ausgehen, wenn er zum Besuch in Goethes Haus trat. Dabei war Goethe jedoch kein „Anti . . .", wenn andere Leute dem Tabak frönten und gab sich gelegentlich große Mühe, für einen Freund eine besonders delikate Sorte Tabak aufzutreiben. Daß der Dichter, zu dessen poetischen Gestalten der berühmteste Pudel der Literatur gehört, die Hunde haßte und sie sogar mit boshaften Epigrammen verfolgte, kann man auch nur als eine sonderbare Schrulle auffassen. Hundegebell vor dem Fenster konnte Goethe so verdrießen, daß er das Fenster aufriß und dem kläffenden Köter ein paar Worte zornigster Verachtung zuschrie. Eine merkwürdige Abneigung hatte Goethe, besonders als alter Mann, gegen das Zeitunglesen. Die Zeitungen interessierten ihn zwar, nahmen ihm aber so viel Zeit weg, daß er von Zeit zu Zeit „Das Zeitungslesen abschaffte", wie er dann seinen Freunden voll Befriedigung und nicht ohne abfällige Bemerkungen über diese Blätter, die einen doch nur zum Narren halten", mitteilte. Freilich ist zwischen einer Zeitung von 1811 und einer solchen von 1911 auch ein Unterschied wie zwischen einer hölzernen Guttenbergpresse und einer modernen Linotypsetzmaschine. Wenn Goethe heute lebte, wäre er wahrscheinlich ein ebenso eifriger und regelmäßiger Zeitungsleser, wie es Schopenhauer und Ibsen gewesen sind.

Mit einer besonders rätselhaften Abneigung bedachte Goethe auch ein Geschöpf, über das sich wohl sonst kaum Jemand ärgert, für dessen Anwesenheit man meistens sogar dankbar ist: nämlich das Komma, dieses harmlose, unscheinbare Satzzeichen. Goethe selbst, der ja gewöhnlich diktierte und die Interpunktion sorglos dem Schreiber überließ, setzte, wenn er selbst schrieb, sehr selten ein Komma. Er konnte sich aber unbegreiflich aufregen, wenn er einen Schriftsteller las, der fleißig Kommata interpungirte.

Daß Goethe keinen Kaffee und keine Kirschen mochte, war schließlich seine Geschmackssache. Auch mag daran noch erinnert werden, daß Goethe seltsamerweise auch das Vermischen des Weins mit Wasser haßte, und einen jungen Freund, der sich das an seiner Tafel erlaubte, verstimmt fragte: „Wo haben Sie denn diese üble Sitte gelernt?"

Splitter.

Ihm fällt das Gold im Schlafe in den Schoß,
Doch das ist grad des Narren trurig Los,
Daß, wenn er dann vom Schlafe aufersteht,
Der Wind schon längst hat alles fortgeweht.

Das Reich der Frauen.

Halt' unter Schloß und Riegel —

Halt' unter Schloß und Riegel
Für was erglüht dein Sinn,
Trag' nicht mit offnem Siegel
Dein Herz zum Markte hin.

Das Gold der Liebe bette,
Vergrabe tief im Grund,
Und gib die heil'ge Stätte
Nicht fremden Menschen kund.

Leicht ist der reine Spiegel
Vom gift'gen Hauch befleckt,
Halt' unter Schloß und Riegel
All, was du fühlst, versteckt.

Das Herz auf der Zunge.

Eine Plauderei.

Wer das Herz immer auf der Zunge trägt, der hat es selten auf dem rechten Fleck. Muß das nicht auf den ersten Blick einleuchten? Und doch lassen sich die Menschen so oft von der großen, zur Schau getragenen Warmherzigkeit täuschen und nehmen den Schein für das Sein. Meist sind es ja liebenswürdige, bestechende Naturen, diese Offenherzigen, die bei jeder Gelegenheit das Herz auf der Zunge tragen. Man erkehrt gern mit ihnen, glaubt, sie selbst bis auf den Grund zu durchschauen und freut sich ihrer warmen, schnell und rückhaltlos zu Tage tretenden Anteilnahme für Andere.

Aber die Sache hat ihre Kehrseite, wie wir wohl alle schon zu unserm Schaden — oder wenigstens zu unserm Bedauern — selbst erfahren mußten. Wenn wir uns auf Leute verlassen wollten, die das Herz auf der Zunge trugen, so mußten wir bald einsehen, daß wir auf Sand bauten. Wir glaubten sie ganz zu kennen und kannten sie doch nur zum Teil, weil sie das Wichtigste, das für ihre Beurteilung Wertvollste, gerade hinter scheinbarer Offenherzigkeit wohl zu verstecken wußten. Wer hätte darin noch keine Enttäuschung erlebt? Man verteidigt solche Leute mit vollem Eifer, auf ihre Aufrichtigkeit bauend, und erfährt dann doch, daß sie einem nur entgegengetragen haben, was ihnen für gut schien, und daß die Sachlage ganz anders ist.

Und wenn sie in Mitleid für Dich oder Andere überfließen, so darfst Du ihnen noch seltener trauen, ob sie es gleich im Augenblick vielleicht ganz ehrlich meinen; der nächste Augenblick schon, der andere Eindrücke bringt, verlöscht Alles. Das wirkliche Mitleiden, Mittragen fremden Schicksals, das liebevolle Bewegen desselben im Herzen kennen sie nicht. Ihr Mitleid ist wie ein geschwätziges Weib, das gleich in die Tür tritt, wenn es etwas Neues hört, das vielleicht auch laut mitklagt und mit dem Schürzenzipfel die Tränen abwischt, die ihm über die Backen laufen. Das wahre Mitgefühl aber ist eine stille, feine Frau, die sich nirgends zur Schau stellt, aber drinnen im Herzen denkt und sorgt und schafft und heimliche Tränen weint um das Leid Anderer. Von ihr kannst Du Hilfe erwarten und wirklichen Trost, von jenem billigen Mitleid aber darfst Du nichts weiter erwarten.

Und hüte Dich, in Deinen Angelegenheiten jemals einen Mensch zum Vertrauten zu machen, der das Herz auf der Zunge trägt! Und ob er Dir Schweigen gelobt, er vermag es, seiner Natur nach, nicht zu halten. Du darfst später bei schlimmen Erfahrungen wenigstens nur Dir selbst und Deiner schlechten Menschenkenntnis zürnen, nicht ihm!

Aus unserem Handarbeitskorb.

Das etwa 6 Zoll hohe Stiefelchen wird mit Saxony-Wolle und feinen Beinnadeln hin und hergehend gestrickt. Man arbeitet auf 61 An-

Gestricktes Babystiefelchen

schlagmaschen für den Fußteil zunächst 22 Touren (11 Rippen rechts; die 1. M. ist wie stets abzuheben. Dann strickt man wie folgt, die 1. M. abgeh., 26 R., für das Fußblatt * 7 M. im Patentmuster, wofür bekanntlich abwechselnd umg., die nächste M. links abgeb. und 1 R. gestrickt wird, hierauf für 1 Abnehmen die folgende M. rechts abgeh., die nächstfolgende M. rechts abgestrickt und die abgehobene M. darüber gezogen, die Arb. gew., die 1. M. abgeh., 7. M. im Patentmuster (hierfür wie auch in den folgenden Touren stets abw. den Umschlagf. mit der nächsten M. zus. rechts abgestrickt, umg. und die nächste M. links abgeh.), für das Abnehmen der anderen Seite 2 M. zus. links abgestrickt, die Arb. gew., die 1 M. abgeh., vom * wiederholt, bis an jeder Seite der Abnehmen nur noch 12 M. stehen. Dann die nächsten 12 M. rechts gestrickt und für den oberen Teil wie folgt gearbeitet: 1. Tour: Rechts, die mittleren 7 M. im Patentmuster. — 2. Tour: Links, jedoch die mittleren 9 M. von nun an stets im Patentmuster. — 3. Tour: 1 R., 2mal abw. 4 L. und 1 R., nach den 9 M. 2mal abw. 1 R. und 4 L.; zuletzt 2 R. — 4. Tour: Die M. vor und nach den 9 M. rechts. — 5. Tour: 1 R., 1 L., 2 R., 1 L., 1 R., 1 L., 2 R., 2 L., nach den 9 M. 2 L., 2 R., 1 L., 1 R., 1 L., 2 R., 1 L., 2 R. — 6. Tour: 1. L., 1 R., 2 L., 3 R., 2 L., 2 R., nach den 9 M. 2 R., 2 L., 3 R., 2 L., 3 R. — Die 3. bis 6. Tour, die einen Musterstr. bilden, werden noch 9mal wiederholt, dabei ist jedoch am Beginn und Schluß der ersten Tour der 2. bis 6. Wiederholung je 1 M. aufzustricken, die im Muster zu verwenden

Monogramm in Weißstickerei

sind. Hierauf strickt man für den oberen Rand 1 Tour rechts, dann 1 Löcherreihe (abw. 2 M. rechts zus. und 1mal umg.), 2 Touren rechts, 20 Touren im Patentmuster und 2 Touren rechts. Zuletzt werden alle M. abgekettet und die seitlichen Randm., sowie die Anschlagm. zus. genäht. Der obere Rand wird mit Pikots behäkelt und durch die Löcherreihe ein Lm.-Schnürchen geleitet, das mit kleinen Quasten zu verzieren ist.

Unsere graziöse Vorlage empfiehlt sich besonders durch die leichte Ausführung. In der Größe ist es passend für Tischtücher und Lingerieartikel. Zur Ausführung der Stickerei wird gegenwärtig weißes Stickgarn bevorzugt.

Gesundheitliches.

Als Linderungsmittel bei asthmatischen Anfällen gilt Salpeterpapier. Dies gewinnt man, indem man 5 Unzen Kalisalpeter in 20 Unzen warmem Wasser auflöst und damit weißes, in Streifen geschnittenes Fließpapier tränkt. Das Papier wird getrocknet. Bei den Anfällen zündet man etwas davon an und läßt den Kranken den entstehenden Rauch einatmen.

Gegen Asthmabeschwerden empfiehlt Vater Kneipp das Einatmen von Tannenduft im Schlafzimmer. Man soll einfach kleine Tannen- oder Fichtenbäumchen in Kübeln in die Ecken stellen, und gut feucht halten. Auch das Verbrennen von Nadelhölzern, Nadeln und Tannenzapfen ist gut. Ferner das Auskochen dieser Dinge im gehackten Zustande und dann das Befeuchten von Tüchern mit dieser Tinktur. Diese hängt man dann im Schlafzimmer auf. Fichtennadeltinktur können Sie auch kaufen.

Zwiebeln als Heilmittel.

Will man ein Geschwür schnell zum Aufgehen bringen, so lege man eine durchschnittene und in heißer Asche halb gebratene Zwiebel auf die Spitze desselben. Auch gegen erfrorene Füße wird Zwiebelsaft empfohlen. Man nehme hierzu täglich 4 Zwiebeln, schneide sie fein, streue eine halbe Tasse feines Kochsalz darüber und lasse sie mehrere Stunden in einem glasierten oder Porzellangefäß stehen, so daß sich der Saft herauszieht. Mit letzterem reibe man die wunden Stellen vor dem Schlafengehen tüchtig ein und lasse den Saft am Ofen in die Haut eintrocknen. Wenn der Geruch der Zwiebeln nicht unangenehm ist, kann man dieselben auch als Pflaster für die Nacht aufbinden. Schon nach wenigen Tagen wird Besserung eintreten.

Für die Küche.

Speck-Auflauf. — Man kann nach Belieben fetten oder mageren (durchwachsenen) Speck dazu verwenden. Etwa 3 Unzen werden in Würfel geschnitten, auf der Pfanne zerlassen und leicht gebraten, so daß sie gar, aber nicht braun werden. In einer Kasserolle läßt man über gelindem Feuer ¾ Quart Milch zum Kochen kommen, streut 2½ Unzen Mehl hinein und rührt den Teig recht glatt, nimmt ihn vom Feuer, läßt ihn ein wenig verkühlen und mischt dann 2—3 ganze Eier, den Speck, etwas Pfeffer, Salz und einen halben Eßlöffel feingehackten Schnittlauch dazu. Der Schnittlauch kann auch fehlen, wenn man ihn nicht liebt; er gibt aber dem Speck-Auflauf einen angenehmen Geschmack. Man füllt den Teig in die mit Butter ausgestrichene Auflaufform, läßt den Auflauf 45 bis 50 Minuten im Ofen backen und gibt ihn sofort in der Schüssel zu Tisch. Dazu Kartoffelsalat oder Salat von roten Rüben.